



# Leseprobe

Audur Jónsdóttir  
**Großes Beben**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 384

Erscheinungstermin: 14. Dezember 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Besondere Autor\*innen, besondere Geschichten: btb SELECTION – Ausgezeichnet. Ungewöhnlich. Erstklassig.**

Das Letzte, woran sie sich erinnert, ist ein Doppeldeckerbus, den niemand sonst gesehen hat. Als Saga nach einem epileptischen Anfall mitten auf dem Bürgersteig wieder zu sich kommt, ist ihr dreijähriger Sohn verschwunden, und die Grenzen zwischen Realität und Vorstellung verschwimmen. In den folgenden Tagen plagen Saga immer größere Zweifel, beinahe scheint sie sich aufzulösen, ihr fehlen Erinnerungen und das Vertrauen in sich und die Welt um sie herum. Ein bewegender Roman über eine Mutter, die sich neu verorten muss in der Welt und über eine Familie, die sich und das Puzzle ihrer Vergangenheit Stück für Stück wieder zusammensetzen muss.



**Autor**

**Audur Jónsdóttir**

---

Audur Jónsdóttir, geboren 1973, ist eine der bekanntesten Schriftstellerinnen Islands. Sie ist preisgekrönt, ihre Werke werden in mehrere Sprachen übersetzt. »Großes Beben« war für den Isländischen Literaturpreis nominiert und wurde verfilmt. Zuvor erschienen ihre Romane »Jenseits des Meeres liegt die ganze Welt« und »Wege, die das Leben geht« ebenfalls bei btb.

AUDUR JÓNSDÓTTIR  
GROSSES BEBEN

Roman

Aus dem Isländischen  
von Tina Flecken

btb

In Erinnerung  
an eine Bücher liebende Freundin,  
Elín Oddgeirsdóttir.

## NACH DEM BEBEN

»Wie heißen Sie?«

Unbekannte Augen starren mich an.

»Heißen? Heißen ... was?«

»Wie heißen Sie?«, wiederholt die Stimme.

»Wer?«

»Sie«, sagt die Stimme. »Sie heißen doch irgendwie. Wissen Sie, wer Sie sind?«

»Ich?«

## DER SCHREI

»Wissen Sie, was passiert ist?«

Ein rundliches Gesicht lächelt mich aufmunternd an. Ein Mann in einem Wintermantel hilft mir hoch. Meine Beine sind weich wie Teig, ich schwanke und klammere mich an ihn, damit ich nicht wieder hin falle. Hände in Handschuhen halten mich fest. Er riecht nach etwas Vertrautem, nach diesem Zeug, das von Bienen gemacht wird – Honig –, und nach Bäumen, meine ich. Seine Gegenwart ist sanft, so sanft. »Wissen Sie, was passiert ist, meine Liebe?«, fragt er wieder, aber es gelingt mir auch diesmal nicht zu antworten, die Worte kleben an meinem Gaumen und verkleistern zu einem animalischen Stöhnen.

Seine Augen mustern mich eingehend, er atmet Dampfwölkchen aus, so schnell, als wäre er gerannt. Wir stehen am Rand des Parks bei der großen Verkehrsstraße, ich erkenne die gesamte Umgebung. Unzählige Füße haben den Schnee auf dem Pfad zusammengepresst, der vom Bürgersteig in den Park zu dem Haus mit den großen Fenstern führt und im gedämpften Tageslicht schimmert, aber warum bin ich hier, mit diesem Mann, und trotzdem allein?

Der Bürgersteig liegt nur wenige Schritte von uns entfernt und verschmilzt fast mit der schneeweißen Wiese,

direkt dahinter rollt der dichte Verkehr, die Autos brausen an uns vorbei wie eine rücksichtslose Heuschreckenplage.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragt der Mann.

»Ich ... weiß nicht«, antworte ich und habe immer noch Schwierigkeiten, die Worte zu formen.

»So ein Pech, genau auf der Kante zu landen, Sie haben sich böse verletzt«, sagt er, und das muss wohl stimmen, denn als ich versuche, ihn anzulächeln, tut es weh. Was soll ich sagen? Ich muss normal klingen, sonst werde ich ihn nicht wieder los. Ihn? Wen? Und wohin will ich eigentlich? So komme ich nirgendwohin, ich muss schlafen, einschlafen.

»Haben Sie eine Ahnung, was passiert ist?«, insistiert er und packt mich fester, seine besorgten Augen durchleuchten mich. Funkelnd blau unter einer dunkelblauen Mütze, über rotgeäderten Wangen. So eindringlich, dass ich nicht wegschauen kann. Vor meinen Augen dreht sich alles, trotzdem schaffe ich es, zu stammeln: »Da war ein roter Bus, ein Bus auf einem Bus.« Ich verstumme und suche nach dem richtigen Wort. Mein Herzschlag beschleunigt sich unter dem Blick des Mannes, ich muss das Wort finden, jetzt, sofort! »Doppeldecker?«, frage ich schließlich zögernd. »Wie die Busse in anderen Ländern, im Ausland.«

»Das müssen Sie sich einbilden, meine Liebe. Solche Busse gibt es an vielen Orten, aber nicht in Island«, entgegnet der Mann freundlich, als spräche er mit einem Kind. »Es sei denn, doch, saßen da vielleicht Touristen drin?«

»Ja, Ívar hat gesehen ...«

Der Schrei ist laut, aber abgehackt, wie das Kreischen eines Seevogels. Wir erstarren beide, ich bin total entsetzt, diesen Schrei aus meiner eigenen Kehle zu hören. Ich ringe

nach Luft. Ein weiterer Schrei schlägt wild um sich und will heraus.

»Wo ist er?«

»Wer?«, fragt der Mann.

»Mein Sohn. Er war eben noch hier. Ich habe ihm den Bus gezeigt, und er ... wo ist er?«

»Wo haben Sie ihn denn zuletzt gesehen?«, fragt der Mann verwirrt.

»Na, hier, bevor ich hier aufgewacht bin. Sehen Sie ihn irgendwo?«, rufe ich matt.

»War er hier im Klambratún-Park?«

»Oder auf dem Bürgersteig«, schluchze ich und suche mit den Augen den Pfad ab. Mir wird schwindelig, als ich über die Wiese blicke, die kleinen Fußspuren vermischen sich mit einer Unmenge anderer Spuren im Schnee. Ich fasse mir an den Kopf, schließe die Augen in der Hoffnung, klarer zu sehen, wenn ich sie wieder aufmache, und versuche, den Mann loszuschicken: »Laufen Sie! Da! Hinter den Bäumen! Suchen Sie ihn! Ich gehe rüber zur Haltestelle ... zu dem Bushäuschen. Wir müssen ...«

»Wie alt ist er?«, fragt der Mann.

Ich kriege Panik. Wie alt ist mein Sohn?

»Er ist klein«, antworte ich heulend.

Der Mann stürmt los und schreit laut Ívars Namen, ruft mir zu, er werde drinnen im Kjarvalsstaðir-Museum suchen, der Mantel schlackert um seine Knie. Ich renne geradewegs zur Straße, mit Beinen aus Gummi, die wegsacken, ich darf nicht fallen, meine Beine können mich nicht tragen, aber ich renne, so schnell ich kann, ich stolpere. »Wo bist du? Ívar, Schatz, wo bist du? Mama ist hier!«

Blutgeschmack im Mund. Meine nassen Oberschenkel reiben aneinander, ich muss mir bei dem Krampf in die

Hose gemacht haben. Das darf nicht wahr sein. Wo ist er? Die Schmerzen in meiner Stirn werden stärker, schnüren meine Adern ab. Bin ich auf den Kopf gefallen? Ist Ívar in den Verkehr gelaufen? Dann wäre doch ein Krankenwagen gekommen. Oder etwa nicht? Meine Beine sträuben sich. Sind total schlaff. Mein Körper hat keine Kraft mehr. Ausgerechnet jetzt, wenn es darauf ankommt. Trotz der Kopfschmerzen scheint kein Blut in meinen Haaren zu kleben, ich habe noch einmal Glück gehabt. Aber was ist mit ihm?

Ich kann mich nur vage erinnern, dass wir nebeneinander hergingen. Ich hielt seine kleine Hand. Er lachte. »Guck mal, Mama, die Autos!« »Ja«, lachte ich – war es wirklich so? –, ich lachte und dann, ja, dann fuhr ein roter Bus mit Touristen vorbei. Ich sagte: »Guck mal, Ívar! Guck mal, der große Bus! Das ist ein Doppeldecker.«

Die Puzzleteile fügen sich aneinander. Aber wie lange habe ich dort gelegen? Wohin ist Ívar gelaufen? Hat ihn jemand mitgenommen?

O mein Gott!

Die Zeit steht still, ich renne aus dem Park, an der Straße mit dem brausenden Verkehr entlang, aber er ist nirgends zu sehen, ich haste zurück in den Park. Scheiße, wo ist mein Handy? Warum habe ich dem Mann nicht gesagt, er soll die Polizei rufen? Oder hat er es schon gemacht? Ich brauche unbedingt ein Telefon.

Ich stolpere über meine eigenen Füße, komme wieder hoch. Renne, stolpere, renne durch den Park, vielleicht ist der Mann in dem Haus – was meinte er noch mal, wie es heißt? Mein Herz pocht erschöpft, es darf nicht platzen, nicht jetzt, es treibt mich weiter, über die schneeweiße Rasenfläche, die endlos erscheint.

Ich stürme durch die offene Tür in das Café in dem gro-

ßen Gebäude. Bei dem Tumult schauen die Leute von ihren Kaffeetassen hoch. Sie starren die Frau an, die kreischt: »Rufen Sie die Polizei! Mein Sohn ist verschwunden! Ívar. Mein Sohn. Helfen Sie mir! Bitte! Rufen Sie die Polizei!«

## BEAMTE

»Können Sie mich hören, Saga?«

Saga, das bin ich! Ich bin zutiefst erleichtert, dass ich mich an meinen Namen erinnern kann.

»Ja, ich höre Sie«, murmele ich.

»Sie sind gerade noch mal glimpflich davongekommen«, sagt die tiefe Stimme, so warm und schmatzend, als wäre sie ein halbes Jahrhundert in Kaffee eingelegt gewesen – die duftend heiße Flüssigkeit tropft von jedem Wort. Die Stimme kommt von einem massigen Körper in einem weißen Kittel. Alle Möbel sind weiß, auch die Jalousien vor dem Fenster, die Luft flimmert wie in einem Hitzeschleier. Meine Hand tut weh, eine Nadel steckt in dem schmerzenden Handrücken, sorgfältig an der Haut befestigt. Eigentlich tut mein ganzer Körper weh, ich fühle mich total erschlagen, habe schwere Oberarme und ein unerträglich schmerzhaftes Stechen in der Hüfte. Ein Gerät misst meinen Herzschlag, gleichmäßig und konstant, bis mir dieser schreckliche Traum wieder einfällt, da beschleunigt er sich blitzartig. Ich bin über eine nicht enden wollende Schneefläche gerannt und habe »Ívar!« gerufen. Habe ich ihn wirklich gesucht, oder war das nur ein Traum? »Wo ist Ívar?«

»Ívar?«, fragt der Arzt irritiert.

Ich brauche einen Moment, um das richtige Wort zu finden. Mein *Sohn*. Ívar ist mein Sohn.

»Mein Sohn«, sage ich laut und spüre, wie die Worte in meinem Mund herumpoltern wie schwere Wäsche in einer Waschmaschine. »Er war bei mir. Und dann erinnere ich mich an nichts mehr.«

»Warten Sie einen Moment, ich spreche kurz mit den Polizisten draußen im Flur.«

»Warum ist die Polizei hier?«

»Bleiben Sie ganz ruhig. Regen Sie sich nicht auf.«

Die Zeit wirkt bleischwer. Die Sekunden vergehen kaum, sie schaffen es nicht, die Wirklichkeit voranzutreiben. Oder ist das etwa die Wirklichkeit, dieser zähflüssige Nebel? Was ist mit der anderen Wirklichkeit, bevor alles unbegreiflich wurde? Wir wollten einen Spaziergang machen, daran erinnere ich mich dunkel, oder bilde ich mir das nur ein?

Ich sehe diese eine Szene ganz deutlich vor mir, sie muss stattgefunden haben: Ívar wollte unbedingt rausgehen. »Komm, Mama«, quengelte er. »Nach draußen in den Schnee?«, fragte ich und schüttelte mich grinsend, bis er lachte. Überglücklich. Samstags ist kein Kindergarten, das sind unsere Tage, an denen wir gemeinsam vor uns hin trällern und die Welt erkunden. Was geschah dann?

Diese Gedanken sind unangenehm, ich unterdrücke sie, weil ein Schluchzen in meiner Brust rumort und ein Kloß in meinem Hals steckt. Jede Zelle eingefroren. Ein unwirkliches Bild taucht vor meinem inneren Auge auf: ein geschocktes Mädchen mit einer blau gestreiften Schürze, die Suppe des Tages in einem schwarzen Topf, Platten mit Schichttortenstücken und belegten Broten in einer Glasvitrine, da lag ein Fächer aus Krabben in einem Mayon-

naise-Nest – und die junge Frau total konfus. Bilde ich mir das ein? Nein. Ich schrie – oder nicht? Ich glaube, ich stand schreiend im Museumscafé. Und, und dann, ich weiß nicht, was dann.

Alles schwarz.

Jetzt, alles weiß.

Wie kam es dazu? Ich muss einen Weg aus mir heraus finden. Aus dieser abartigen Wirklichkeit.

Ich muss Ívar finden.

Und ich reiße die Nadel aus meinem Handrücken, klettere aus dem Bett, mir wird schwindelig, ich drehe mich um die eigene Achse, halte mich am Bett fest. Das Gerät piept wie verrückt. Ich muss hier raus.

»Immer sachte, Schätzchen«, sagt eine andere Stimme, die jünger klingt als die erste.

Sie gehört einem Mann in einer schwarzen Uniform. Zum Glück ist sie laut. Wenn es schlechte Nachrichten gäbe, die allerschlimmsten Nachrichten, dann würde der Mann seine Stimme dämpfen. Ich glotze den stattlichen Polizisten flehend an.

Er blickt ernst, aber freundlich zurück. Dann sagt er: »Wenn ich die Ärzte richtig verstanden habe, hatten Sie zwei Grand-mal-Anfälle hintereinander. Das kann lebensgefährlich sein.«

»Wissen Sie, wo mein Sohn ist?«, höre ich mich mit schriller Stimme rufen.

»Wir haben ihn gesund und munter gefunden«, antwortet der Polizist. »Gott sei Dank, es war kurz vor knapp.«

Ich bin unfassbar erleichtert. Aber was meint er mit kurz vor knapp?

»Der Kleine war schon an der Snorrabraut«, erläutert der Polizeibeamte. »Er stand da und wollte die Straße

überqueren. Hatte schon mehrere Straßen in dem Wohnviertel überquert. Nicht auszumalen, was passiert wäre, wenn er auf die Hauptverkehrsstraße gelaufen wäre. Ein Riesenglück, dass der Mann so schnell reagiert hat.«

»Welcher Mann?«

»Der Passant, der uns angerufen hat. Er hat die Polizei gerufen. Kurz darauf hat sich auch eine Mitarbeiterin aus dem Kjarvalsstaðir-Museum gemeldet. Sie lagen bewusstlos im Café vor der Kuchentheke.«

Wir schauen uns in die Augen, während ich vergeblich versuche, mir den Ablauf der Ereignisse vorzustellen, undeutliche Blitze zucken durch meinen Kopf und verschwinden wieder, ich sehe mich selbst durch den Schnee rennen, weiß aber nicht, ob das Einbildung ist, obwohl mich die Angst packt, Ívar nie wiederzusehen. Der Polizist ist so jung, dass er mich an meinen Bruder Guðni erinnert, der bei der Arbeit dieselbe Uniform trägt. Seine Augen sind jugenhaft, gleichwohl von Erfahrung gezeichnet, als hätte er schon mehr gesehen, als einem Menschen guttut. Es kommt mir so vor, als wäre er erleichtert, weil er etwas Derartiges heute noch nicht sehen musste.

»Haben Sie ihn gefunden?«, frage ich vorsichtig, aber froh, eine normale Frage formulieren zu können.

»Wir beide, ich und Dröfn, meine Kollegin. Der Junge hat sich tapfer geschlagen. Er meinte, er wäre unterwegs, um einen Arzt für seine Mama zu holen. Ich glaube, er wollte rauf zum Ärztezentrum.«

»Was?«

»Ja, er war fest entschlossen, einen Arzt für seine Mama zu holen. Er hat einen ungewöhnlich guten Orientierungssinn für sein Alter und weiß sich zu helfen. Ich ziehe mei-

nen Hut vor ihm«, sagt der Polizist aufrichtig lächelnd und schwenkt mit der rechten Hand seine Kappe.

»Wo ist er jetzt?«

»Bei seinem Vater.«

»Und es geht ihm gut?«

»Der Kleine hatte Spaß an der Fahrt im Polizeiauto, aber er wird froh sein, Sie zu sehen.«

## MEIN SOHN

Du stehst am Bettende. Dein Gesicht strahlt vor Lachen, es leuchtet wie deine goldenen Locken. Deine Milchzähne zwicken in meine Wangen, du zwickst mich aus Liebe, wie ein Welpen, der vor Freude ganz außer sich ist. Wolltest du einen Arzt holen? Oder wolltest du nur die Gelegenheit nutzen, die Welt zu erkunden?

»Die Mama ist da«, flüstere ich und atme dich gierig ein, nehme deinen leichten Körper fest in den Arm und ziehe dich mit letzter Kraft an mich, unsicher, ob du nur im Traum oder wirklich hier bist.

Du bist – und das ist genug. Mein lieber, geliebter Ívar.

Dein Lachen wird tiefer und herzlicher, so klar und rein. Es ist schön zu spüren, wie sehr du dich freust, mich zu sehen, aber du wunderst dich auch, dass ich hier bin, das sehe ich an dem hellen Leuchten in deinen Schokoaugen. Verständlich! Mama in einem weißen Kittel in einem weißen Bett mit einem weißen Vorhang dahinter und einer Nadel im Handrücken. Ja, das ist ein komischer Ort, mein geliebter kleiner Junge. Wenn du nur wüsstest, was für eine Angst ich hatte.

Doch du lachst, und deshalb stehe ich hoch oben am Klippenrand, ganz vorn, wo das Geröll in den Abgrund bröckelt, und betrachte die Schönheit der Welt, wie sie in

tiefen Tälern unter steilen Bergen in der Sonne glitzert, ich sehe, ich sehe alles, so unbeschreiblich schön, dass es mir im Herzen wehtut. Ich muss nur einen falschen Schritt machen, dann wird alles zu nichts, und ich stürze ab.

»Komm, wir lassen die Mama schlafen«, flüstert die Stimme deines Vaters, während ich in dieser unerwarteten Vision festhänge, die mir ein bisschen Freude schenkt, trotz der Gefahr. Das Gefühl ist intensiv, wenn auch flüchtig, es setzt sich in meinem Körper fest. Nein, nein, bleib, möchte ich rufen, aber mein Körper ist schwer, meine Lippen bewegen sich kaum, meine Lider sinken.

»Jetzt weißt du, dass die Mama hier ist«, flüstert die Stimme. »Sie muss nur noch ein bisschen schlafen.«

»Mama soll nach Hause«, drängt Ívar mit kindlichem Trotz.

»Morgen«, beschwichtigt sein Vater. »Sie kommt morgen. Jetzt gehen wir ein Eis essen.«

Sie verstummen, verschwinden geräuschlos wie Schatten, während ich gegen die Gedächtnislücken ankämpfe – ich muss wissen, wie alt mein Sohn ist.

Ist er fast vier? Nein, er muss drei Jahre alt sein. Er ist mit Sicherheit drei, er hatte dreimal Geburtstag – oder etwa nicht? Trotzdem müsste er älter sein. Wie alt ist mein Sohn?

Die Frage zermürbt mich, bis ich mich in mein unruhiges Selbst zurückziehe, weinend, dabei erfüllt von einer überwältigenden Ruhe.

Die Dunkelheit hüllt mich ein. Ich taste ins Leere, finde aber keinen Ausweg. Plötzlich wird es hell, der Druck in meinem Kopf und die Schmerzen in meinen Schultern verschlimmern sich. Ich habe wahnsinnigen Durst, meine Zunge ist wie ausgetrocknet. Jemand sticht eine neue

Nadel in meinen Handrücken und hält mir ein Glas Wasser an die Lippen. Ich sinke tief in einen dunklen Traum.

Die Dunkelheit verdichtet sich, sie verschmilzt zu einem harten Kern, der sich allmählich in ein dickes Rohr verwandelt, und gleichzeitig leuchtet die Umgebung auf. Das Rohr sieht hart aus, es glänzt pechschwarz im gelben Licht. Ich greife nach dem Rohr, aber das Material ist glatt, ich kann es nur kurz berühren, dann rollt es von mir weg. Es rollt über eine glühend weiße Fläche, und die Helligkeit blendet mich, der Schmerz ist unerträglich. Ein Stachel ritzt in meine Stirn, mein Gehirn, meinen Nacken.

Weinend wache ich auf. Jemand gibt mir eine Spritze und kontrolliert die Nadel in meinem Handrücken.

Eine Männerstimme fragt: »War das der dritte Anfall innerhalb von vierundzwanzig Stunden?«

Eine Frauenstimme antwortet: »Sie hatte wohl gestern schon zwei.«

Ich sinke. Tiefer und tiefer in den heißen Traum, bis ich den Boden sehe, dort erwartet mich das Rohr. Ich hüte mich davor, es zu berühren, starre stattdessen auf seine schwarze Masse, um der Helligkeit ringsum zu entgehen. Sie blendet mich. Ich kann nicht ewig das Rohr anstarren, ich muss hochschauen.

Das hätte ich besser gelassen.

Meine Augen, brennende Sonnen.

## EINE FRAU DER ALTEN SCHULE

»Haben Sie schlecht geträumt?«, fragt die Krankenpflegerin lächelnd. Die Frau erinnert mich an ihre Kolleginnen in einem altmodischen Film aus der Zeit, als Krankenpflegerinnen noch Krankenschwestern hießen. Eine vollbusige Frau mittleren Alters mit blonden Haaren, die in dicke Wellen gelegt sind. Ihre Gegenwart wirkt wie ein Bild bei einer Diashow. Ein seltsames Bild erscheint, dann taucht der Raum in Dunkelheit, bis das nächste Bild erscheint und so weiter.

Ich bin zu durcheinander, um ihre Frage zu beantworten, versuche aber, meine Situation so gut es geht zu erfassen. Ich liege im Krankenhaus, und ich muss einen epileptischen Anfall gehabt haben, denn ich bin total schlapp. Meine Muskeln tun dermaßen weh, dass ich zumindest noch am Leben sein muss. Die Frau redet weiter und sagt mehr zu sich selbst als zu mir, dass man in einem solchen Zustand entweder gar nichts oder völligen Unsinn träumt.

»Träume sind immer Unsinn«, sage ich, verwundert über die Kraft meiner Stimmbänder, als würden sie automatisch für mich sprechen.

»Laut meiner Mutter nicht«, erwidert die Krankenpflegerin, die früher einmal Krankenschwester hieß.

»Nein?«

»Sie konnte Träume deuten, Vergangenes und Zukünftiges, vor allem aber die Person selbst.«

»Ist sie tot?«

»Sie ist im Schlaf gestorben«, antwortet die Frau und lächelt weiter ihr unerschütterliches Lächeln, während sie die Bettdecke ausschüttelt, das Kissen zurechtrückt und mein Glas mit Wasser auffüllt. Ich stelle lieber keine weiteren Fragen. Mein Kopf ist schwer wie ein Kürbis, es kostet mich große Anstrengung zu blinzeln.

»Erinnern Sie sich an Ihren Traum?«, fragt die Frau.

Ich bringe keinen Ton heraus, kann mich an gar nichts erinnern. Mein Kopf ist merkwürdig leer. Dann erscheint vor meinem inneren Auge ein glühend weißes Licht. Die Strahlen durchfluten mein Gehirn, sie wärmen meine Gedanken, und ich nehme verwirrende Bildfetzen wahr, vermischt mit einzelnen Worten.

»Ich habe von der Sonne geträumt«, sage ich stockend, blicke die Krankenpflegerin fragend an und sehe, wie ihr Lächeln breiter wird. »Oder Sonnen, ich glaube, es waren mehrere.«

Die Frau hört auf zu lächeln. »Die Sonne ist ein gutes Zeichen«, sagt sie. »Aber mehrere Sonnen, das kommt mir wesentlich komplizierter vor. Ich bin natürlich keine Spezialistin. Ich bin ja nicht meine Mutter. Versuchen Sie jetzt, noch etwas zu schlafen. Schlaf heilt alle Wunden. Wie die liebe Sonne.«

»Wenn sie nicht gerade ein Loch in die Ozonschicht brennt«, murmele ich.

Die Frau zuckt zusammen. »So denken wir Isländer nicht«, beteuert sie und lächelt erneut, aber diesmal ist ihr Lächeln nicht unerschütterlich, sondern gekünstelt, ganz anders als vorher, wahrscheinlich ist das ihr Höf-

lichkeitslächeln, das sie aufsetzt, wenn sie einen Bankangestellten bittet, ihren Kontostand zu überprüfen, oder eine Stewardess um ein Glas Wasser.

»Träumen Sie was Schönes«, sagt sie unbewegt, schüttelt noch einmal die Bettdecke aus und marschiert dann mit schwingenden Hüften hinaus.

»Wann darf ich nach Hause?«, rufe ich, überrumpelt von ihrem plötzlichen Abgang, doch da ist sie schon weg.

Ich weiß nicht, ob ich geschlafen habe, aber ich schreke zusammen, als die abgerissene Diashow weitergeht und eine vertraute Frau sich plötzlich über mich beugt, gekrümmt und blass vor Sorge. Sie scheint geschrumpft zu sein, seit ich sie das letzte Mal gesehen habe.

Die ist auch von der alten Schule, denke ich und höre meine Gedanken unangenehm laut in meinem Kopf hallen. Ich versuche zu lächeln, aber es gelingt mir nicht, sie sieht so deprimiert aus, dass es mich lähmt. Am Ende bringe ich wenigstens die richtigen Worte über die Lippen: »Was ist passiert?«

Mama schaut mich bestürzt an. Dann sagt sie: »Na, das frage ich dich.«

»Ich weiß es nicht, ehrlich. Warum bin ich hier? Ist das ...« Ich konzentriere mich auf den Namen dieses Orts. »Die Notaufnahme? So heißt das doch, oder?«

Obwohl ihr Gesicht immer verständnisloser wird, hält sie ein selbst gestricktes lilafarbenes Jäckchen hoch, das sie mir bestimmt zu Weihnachten schenken wollte. Ihre Finger sind geschwollen, es kommt mir so vor, als würde sie die federleichte Strickjacke als schwer empfinden, deshalb schlüpfte ich schnell in die Ärmel, und da sagt sie mit gedämpfter Stimme: »Saga, Liebes, das wirst du doch wissen, sonst muss ich mit dem Arzt reden.«

»Ich hatte einen epileptischen Anfall, oder?«

»Ja, sogar zwei hintereinander, und den dritten hier im Krankenhaus, wenn ich das richtig verstanden habe. Und dann war Ívar auch noch verschwunden.«

»Verschwunden?«

»Ja, Liebes«, sagt sie und pustet auf ihre Fingerkuppen. »Ich dachte, das wüsstest du alles. Das hat Bergur jedenfalls gesagt. Und dass die zwei dich besucht haben.«

Mein Herz hämmert wie wild; es pumpt Säure in meinen Magen, während ich in die bangen Augen meiner Mutter starre, die hinzufügt: »Sie haben dich gestern Morgen besucht, waren aber zum Glück schon wieder weg, als du den dritten Anfall bekamst. Bergur meinte, du wärst so erleichtert gewesen, den Jungen zu sehen. Das muss dir wohl nach der ganzen Aufregung gestern entfallen sein.«

Als sie meinen fragenden Gesichtsausdruck sieht, erklärt sie: »Die Polizei hat Ívar gefunden, weißt du nicht mehr? Also, du musst jetzt mit nach Hause kommen und dich ausruhen. Oder sollen wir lieber noch mal mit dem Arzt sprechen?«

»Ist mit Ívar alles in Ordnung?«

»Ja, Liebes. Das sagte ich doch, vorhin hat er noch mit Bergur *Die Eiskönigin* geschaut. Er wird ziemlich verwöhnt, seit du hier bist. Sie wollten dich nach dem dritten Anfall noch einen weiteren Tag hierbehalten.«

Ich mustere Mama, die mich mustert, während ich diese Informationen verdaue. Ihr Blick ist entschlossen und forschend, aber sie hat alle Hände voll zu tun, um ihr Gesicht nicht entgleisen zu lassen. Ich sehe ihr an, dass sie Schmerzen hat, im Arm oder in der Wade, irgendwo, Mama hat immer Schmerzen, wenn sie müde ist.

nen Augen einen strengen Ausdruck. Ihr rotblondes, angegrautes Haar, das normalerweise zu akkuraten Locken geföhnt ist, fällt ungewöhnlich nachlässig, sie hat es zu einem Haarturm zusammengerafft und mit einer Klammer festgesteckt, sorgfältig in der Mitte des Scheitels befestigt. Der Haarturm wippt über ihren weißen Augenbrauen und ihrem hageren, leicht sommersprossigen Gesicht. Sie ist noch genauso schlank wie als Teenager, etwas größer als ihre beiden Töchter, obwohl Jóhanna und ich beide als groß gelten.

Sie schaut mich liebevoll an, während sie die Strickjacke zurechtzieht und vorsichtig an meinen Haaren herumzupft wie eine akribische Friseurin. Trotzdem schwingt ein Hauch von Sturheit in ihrer Stimme mit, als sie sagt: »Es ist völlig unverständlich, dass sie überhaupt keine Untersuchungen gemacht haben. Selbst wenn du Epilepsie hast, ist das doch merkwürdig. Normalerweise erinnerst du dich doch an alles, zumindest nach einer gewissen Zeit, oder?«

»Ich weiß es nicht mehr«, antworte ich wahrheitsgemäß, kriege aber ein schlechtes Gewissen, weil sie so besorgt aussieht.

»Kein Wunder, es ist bestimmt über zehn Jahre her, seit du das letzte Mal einen Anfall hattest«, sagt sie. »Ich weiß aber noch, dass du nach der Anstrengung immer viel Schlaf benötigst hast. Und du hattest immer nur einen Anfall. Nach drei Anfällen musst du ja völlig erschöpft sein, deshalb vergisst du sofort alles.« Sie schaut mich mit gespielter Überzeugung an, wie um sich selbst zu beruhigen.

»Ja«, pflichte ich ihr bei und sinke in die Arme dieser schlanken Frau, wie früher als Kind. Sie ist verdutzt, schafft es aber, mich aufzufangen, und fragt gleichzeitig

noch einmal, ob es nicht ratsam sei, mit dem Arzt zu sprechen. »Ich weiß ja nicht, in welchem Zustand du warst, als er dich entlassen hat«, seufzt sie, »aber ich bin mir sicher, dass du noch eine weitere Nacht bleiben müsstest, wenn er dich jetzt sehen würde.«

»Ich weiß nicht, Mama«, sage ich. »Vielleicht erhole ich mich ja. Ich habe schon das Gefühl, mich zu erinnern. An ganz viel. Aber wenn ich darüber nachdenke, verschwindet es wieder. Ich dachte sogar, ich hätte vergessen, wie alt Ívar ist, aber jetzt weiß ich es wieder, glaube ich. Er ist drei, oder?«

Die Sorgenfalte wird tiefer, während sie mich taxiert.

»Das stimmt doch, Mama, oder? Antworte mir!«, fordere ich mit schriller Stimme. »Ívar ist doch drei?«

»Ja, Liebes. Ívar ist etwas über dreieinhalb, und jetzt lass uns nach Hause gehen, wenn sie dich hier schon unbedingt loswerden wollen«, sagt sie mit ihrer rauen Mädchenstimme. »Immerhin erkennst du uns alle. Es wird dir schon alles wieder einfallen, wenn du etwas mehr geschlafen und eine gute Lammfleischsuppe gegessen hast.«

## DER VATER MEINES SOHNES

»Wir könnten für Ívar ein Ortungsgerät kaufen«, sagt Bergur am anderen Ende der Leitung, verdächtig überheblich. Er ist bemüht, nicht zu emotional zu klingen, als er hastig herunterleiert, es sei bestimmt möglich, speziell angefertigte GPS-Armbänder für Kinder zu bekommen oder sie in die Kleidung einnähen zu lassen.

Er würde aber ein loses Armband empfehlen, angesichts der ständigen Kleiderwechsel unseres Sohnes.

Ich schmiege mich in den Telefonsessel, unfähig, auf seinen Vorschlag einzugehen, weil ich ihn viel lieber fragen würde, warum er nicht bei mir ist.

»Ach, echt?«, stammele ich schließlich – der Vorschlag ist, gelinde gesagt, untypisch für ihn. Normalerweise wäre ich es, die ihm abwegige Sicherheitsgeräte aufschwätzen würde, und er würde etwas Geistesabwesendes murmeln. Eigentlich müsste er der Relaxe sein und ich die Gestresste. Oder etwa nicht? Vielleicht hat es mit den Anfällen zu tun, dass es mir so vorkommt, als hätten wir die Rollen getauscht.

Ich erinnere mich dunkel an dieses entrückte Gefühl, wenn ich früher epileptische Anfälle hatte, da erschien einem alles ganz weit weg und irgendwie anders, als es sein sollte. Das Gefühl ist mir noch präsent, obwohl ich

mich an die eigentlichen Anfälle nicht erinnern kann. Warum liegt unser Familienfoto in Ívars Spielzeuglaster? Er muss damit gespielt haben. Ich greife nach dem Laster, rolle ihn zu mir, lehne das Foto an die Wand über dem Telefentischchen und mustere es kurz. Da schießt ein heftiger Schmerz durch meinen Körper und macht mich blind. Trotzdem bringe ich die Frage heraus: »Wo bist du?«

»Zu Hause natürlich«, sagt er.

»Bei dir zu Hause, ja, klar«, erwidere ich langsam, blinzele und spüre, wie meine Brust schwer wird, ich habe ihn richtig verstanden, er wohnt nicht mehr bei mir. Hatte ich gehofft, ich hätte es mir nur eingebildet? Die Tatsachen springen im Stakkato. Ich stelle mir vor, wie er mich anlächelt: sein unverwechselbar gutmütiger Gesichtsausdruck, wenn er mir zuzwinkert. Die Diashow in meinem Kopf läuft so schnell ab, dass ich die Bilder gerade noch erkennen kann. Aber sie flackern unscharf, weshalb ich ihnen nicht richtig traue.

Ich verharre bei den undeutlichen Konturen dessen, was einmal war: Die Wohnung hier war anders, lag da nicht ein persischer Läufer auf dem Boden neben dem Telefonsessel? Aber die Erinnerung ist schmerzhaft. Tränen pressen gegen meine Augäpfel, sie werden sich einen Weg nach draußen bahnen, ich darf nicht daran denken, der Schmerz steigt sofort in meinen Kopf, und ich merke, dass ich bockig werde. Wie kann Bergur einfach so reden, als wäre alles ganz normal? Was dachte ich eigentlich, wo er wäre? Ich habe aus Versehen auf seinem Handy angerufen, die einzige Kurzwahl im Festnetztelefon, damit er schnell erreichbar ist, falls ich einen epileptischen Anfall bekomme; jemand muss im Notfall benachrichtigt werden, und er ist der Wichtigste.

Aber war da nicht noch etwas anderes? Ich darf auf keinen Fall allein sein, Mama wollte ganz sicher zurückkommen, ich darf nicht weinen.

»Saga, hörst du mir zu?«, fragt Bergur. »Sollen wir so ein Gerät kaufen?«

»Wäre das nicht ...«, ich atme tief ein, bevor ich den Satz beende, »... eine trügerische Sicherheit?« Ich muss mich anstrengen, um die richtigen Worte zu finden, habe immer noch Schwierigkeiten, einige von ihnen laut auszusprechen, als hätte ich die Kontrolle über alle heikleren Gedanken verloren.

»Nein, wir lassen ihn ja trotzdem nicht aus den Augen«, widerspricht er hoffnungsfroh. »Ich kann kurz losgehen und eins kaufen.«

Ich will gerade zustimmen, als eine schwere Lethargie sich in meinem Kopf breitmacht. Ich kauere mich auf dem Sessel zusammen, versteife mich aus Angst vor einem weiteren epileptischen Anfall. Bergur seufzt resigniert und fragt, ob ich immer über alles bestimmen müsse.

»Wie meinst du das?«, hauche ich, erleichtert, als der Druck in meinem Kopf genauso schnell nachlässt, wie er gekommen ist.

»Du machst dir immer so große Sorgen um ihn, deshalb verstehe ich einfach nicht, was du gegen ein Sicherheitsgerät hast. Wir dürfen nicht riskieren, dass er noch einmal verloren geht«, sagt er bedeutungsschwer.

Ich möchte ihm sagen, dass ich gar nichts gegen die Idee habe, aber sein vorwurfsvoller Ton bringt mich aus dem Konzept: »Vertraust du mir nicht?«, frage ich stattdessen genervt, weil ich meine zittrige Stimme nicht im Griff habe. Es strengt mich an, die Worte zu formen, denn meine Zunge tut weh, ist geschwollen und schmeckt nach altem Blut.

Er schweigt.

»Bergur?«

»Ich vertraue dir ja«, antwortet er zögernd. »Aber deinem Körper vertraue ich nicht.«

Die Stille ist ohrenbetäubend. Bergur fühlt sich genauso unwohl wie ich, trotzdem kann ich es nicht lassen: »Bis jetzt hat er Ívar und dir aber gut gedient«, blaffe ich, schnell genug, dass die Worte von allein kommen, und schmatze mit meiner eklig schmeckenden Zunge.

»Wer? Dein Körper?«, fragt er verwirrt.

»Ja.«

»Findest du es angebracht, mich auf eine Stufe mit unserem Sohn zu stellen? In diesem Zusammenhang?«

»Warum nicht?«, fauche ich so biestig, dass es mich selbst überrascht, aber er könnte ja auch ein bisschen netter zu mir sein. Außerdem drückt er sich so affig aus: ... *mich auf eine Stufe mit unserem Sohn zu stellen* ... Der gute alte Bergur hätte mich verstanden und mit einem kleinen Witz die Situation entschärft. Er zögert, und ich koste den Moment aus. Wir klingen fast wie große Schwester und kleiner Bruder; so sehen wir auf dem Bild auf dem Telefontischchen auch aus. Ausdruckslos betrachte ich mein glückliches Ich auf dem Foto.

Darauf wirke ich ein klein wenig größer als er, trage Schuhe mit Absatz, auf denen ich gerade noch laufen kann. An den meisten Tagen ist er etwas größer als ich, aber an diesem Tag trug ich neben den hochhackigen Schuhen auch eine ungewöhnlich aufwendige Frisur, hatte meine rotblonden Locken mit Föhn und Haarspray zu schwungvollen Wellen aufgebauscht, die sich wie Feuerzungen umeinander ringelten. Er schlank, wie üblich, aber auch muskulös, in einem gut geschnittenen Anzug, die dunkel-

braunen Löckchen zurückgegelt und den Bart getrimmt, den er sich extra für diesen Anlass hatte wachsen lassen. Seine dunklen Augen leuchten genau wie Ívars, wenn er überglücklich ist.

Das Foto ist von dem Tag, an dem er getauft wurde: Ívar Bergsson. Wir halten ihn zwischen uns, und der Kleine lächelt sabbernd, winzig klein in einem weißen Taufkleid, das Bergur gekauft hatte, als er nach Hamburg zum Literaturfestival gefahren war. Das weiß ich noch alles haargenau! Es war ein sonniger Tag, erinnere ich mich, ja, ich erinnere mich, und ich höre mein eigenes Blut rauschen bei dem Gedanken, schon allein die Erinnerung verschafft mir ein wohliges Gefühl. Und ich bin erleichtert, ich sehe den Moment kristallklar vor mir; die Erinnerung ist noch da, auch wenn mein Gedächtnis nach den Anfällen löchrig geworden ist.

»Sex und Geburt«, durchbricht Bergur die Stille, immer noch mit meiner zickigen Bemerkung beschäftigt.

»Sind das nicht zwei Seiten derselben Medaille?«, frage ich müde, aber nicht ohne Spaß an meiner absurden Erwiderung, zufrieden, dass ich es geschafft habe, sie ohne Stocken vorzubringen.

»Wovon reden wir hier eigentlich, Saga?«

»Steuererleichterung«, schnappe ich.

»Musst du immer witzig sein?«

»Nein, schon gut«, lenke ich ein und wundere mich darüber, dass er so dumm fragt. Mir wird schummrig. Ich muss das Gespräch beenden und ihn bitten, zu mir zu kommen, aber erst muss mir wieder einfallen, warum er weg ist. Warum bin ich so unfreundlich zu ihm?

Bergur seufzt. »Ich verstehe ja, dass es schwierig für dich ist, mit mir zu reden, in der momentanen Situation,

aber diese ganze Zankerei nützt niemandem etwas, am allerwenigsten Ívar«, sagt er. »Meinst du nicht, du solltest dich noch mal hinlegen?«

»Nein«, stöhne ich, zu erschöpft für ausufernde Wortwechsel. Ich komme mir vor wie eine Hündin, die sich auf den Rücken dreht und als Zeichen der Unterwerfung vor der ganzen Welt ihren Bauch entblößt, als ich frage, wer mich im Krankenhaus abgeholt hat.

»Heute Morgen!?«

»Ja.«

»Weißt du das nicht mehr?«, fragt er verblüfft.

»So kurz nach einem Anfall ist man ziemlich durcheinander. Man hat Gedächtnislücken.«

Bergur senkt die Stimme: »Bist du dir sicher, dass das normal ist? Du redest auch irgendwie so komisch.«

»Ja, ich war in den letzten Tagen unter ärztlicher Beobachtung. Aber wer hat mich denn nun abgeholt?«

»Na, deine Mutter natürlich.«

Er hat den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da fällt mir Mamas Frisur ein. Dieser merkwürdige Haarturm! Sie steckt ihre Haare sonst nie hoch, es sei denn, sie ist krank. War das, weil ich krank war? Ich wiege mich vor und zurück und suche nach Antworten. Ich bin okay, es ist ganz normal, dass man ein bisschen durch den Wind ist.

Jetzt fällt mir wieder ein, wie sie die Autotür aufgemacht, mich angeschnallt und dabei gelächelt hat, obwohl ihr nicht nach Lächeln zumute war, das konnte ich ihr ansehen, und ich konnte ihr auch ansehen, dass sie wollte, dass ich dachte, es ginge ihr gut. Sie hat über Ívar geredet. Was hat sie noch mal gesagt? Wo ist Ívar jetzt?

»Ívar ist doch bei dir, oder?«, frage ich, bemüht, stabil zu klingen.

»Nein, nicht direkt, er ist im Kindergarten«, antwortet Bergur. »Er war die ganze Zeit bei mir, und ich habe ihm gesagt, dass ich ihn nachher auch abhole. Ich hielt es für vernünftig, nichts zu überstürzen. Am Anfang war er ziemlich sensibel, verständlicherweise. Aber sag mal, erinnerst du dich wirklich nicht, wie du nach Hause gekommen bist?«

»Doch, doch, ich erinnere mich, ich war nur ein bisschen durcheinander. Mein Gedächtnis ... braucht etwas länger. Weil ich gerade erst aufgewacht bin«, erkläre ich und merke, dass ich viel zu langsam spreche, obwohl ich versuche, schnell zu reden.

»Ganz schön heftig, drei große Anfälle hintereinander. Kannst du dich erinnern, wie das passiert ist?«

»Ich erinnere mich an fast alles«, antworte ich automatisch. »Und der Rest kommt wieder. So war das früher sicher auch. Ich hatte nur so lange keinen Anfall mehr.«

»Jedenfalls nicht, während wir zusammen waren«, wirft Bergur ein und klingt besorgt. »Warum jetzt, Saga?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du musst auf dich aufpassen«, sagt er so sanft, dass jedes Wort tröstet, er liebt mich bestimmt noch.

»Natürlich mache ich das.«

»Arbeite nicht zu viel!«

»Nein«, sage ich und kriege sofort Panik. Arbeiten? Wo arbeite ich? Ich schlage mir die Hand vor den Mund, damit mir die Frage nicht herausrutscht.

»Du musst auch an Ívar denken«, fügt Bergur arglos hinzu.

»Ich denke immer an ihn.«

»Das weiß ich, entschuldige, wenn ich etwas aufgeregt klinge«, murmelt er beschämt. »Ich denke nur, na ja, es

beunruhigt mich, dass du dich nicht an alles erinnerst. Kannst du dich in diesem Zustand um Ívar kümmern?«

»Kannst du dich noch an die Namen der Hebammen erinnern, die Ívar auf die Welt geholt haben?«, fauche ich regelrecht und fühle mich, als würde jemand durch mich hindurch sprechen. Die Frage muss in Bergurs Ohren genauso abwegig klingen wie in meinen.

»Wovon sprichst du? Sollte ich mich an die erinnern?«

»Sie hießen Hrafnhildur und Anna María«, antworte ich feierlich, obwohl ich mich im freien Fall befinde.

»Ach, wirklich?«

»Ist mir eben wieder eingefallen. Vielleicht weil ich gerade aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen bin.«

Bergur lacht leise. »Tja, ich wusste ihre Namen wirklich nicht mehr«, gesteht er, verwundert über sich selbst, lacht wieder und sagt, das habe ihn überzeugt, mit meinem Gedächtnis sei alles in Ordnung.

»Genau«, erwidere ich. Die Namen echoen unaufhörlich in meinem Kopf. »Aber das Merkwürdige ist ...«, ich stocke und suche nach den richtigen Worten, sage dann mit Nachdruck, »... dass ich das Gefühl habe, sie wären mir erst jetzt wieder eingefallen.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Vielleicht weil ich ... nie darüber nachgedacht habe.«

»Nein, aber du warst ja im Krankenhaus«, sagt Bergur, und seine Stimme wird ganz mild. »Ich erinnere mich vielleicht nicht an die Namen der Hebammen, Saga, aber ich werde nie vergessen, wie Ívar blutverschmiert an deiner Brust lag, neugeboren. Ich weiß noch, wie ich ihn zum ersten Mal auf dem Arm hielt und du meintest: Das ist er, unser Sohn. Und dann brachten die Ärzte ihn schnell auf die Intensivstation.«

»Das wissen wir wenigstens noch«, seufze ich, und die Liebe zu Ívar umströmt mich wie eine warme Dusche.

»Ja«, sagt Bergur, nicht ohne einen Anflug von Melancholie. »Das bleibt uns jedenfalls. Aber jetzt musst du dich hinlegen. Im Ernst. Hör bitte einmal auf mich!«

»Ich höre auf dich.«

»Wäre ja das erste Mal«, rutscht es ihm heraus, aber er bereut es sofort. »Entschuldige, ich wollte nicht ...«

»Schon okay«, entgegne ich, ziemlich erstaunt über seinen plötzlichen Ausbruch. Ich möchte mich nicht mit ihm streiten. Ich möchte nur mit ihm reden. Am liebsten würde ich ihn fragen: Warum bist du nicht bei mir?

Aber das darf ich nicht, er darf nicht wissen, dass mein Gedächtnis ein Sieb ist, so fühle ich mich jedenfalls, auch wenn sie mich triezen, die Hebammen: Hrafnhildur und Anna María. Hastig verabschiede ich mich. Ich kann mich niemandem anvertrauen, außer dem Spiegel. Ich lächle ihn an, und er lächelt genauso unnatürlich zurück.

»Ich bin heute Morgen nach Hause gekommen«, sage ich zu dem Spiegel, so prononciert wie möglich. »Meine Mutter hat mich abgeholt. Ívar war unterdessen bei Bergur, an dem Ort, wo jetzt der persische Läufer liegt. Er wird heute dortbleiben, weil ich laut Bergur drei große Krampfanfälle hatte. Meine Mutter ist kurz nach Hause gefahren, um die Lammfleischsuppe zu holen, ich brauche keine Angst zu haben, sie ist gleich wieder da.«

Der Spiegel über dem Telefontischchen schaut mich verständnislos, aber eindringlich an, schwer in seinem dicken, geschnitzten Holzrahmen, den Bergur auf dem Flohmarkt entdeckt und an einem warmen Sommertag im Garten in der Ránargata aufgemöbelt hat. »Daran erinnere ich mich!«, sage ich zu dem Spiegel, der wieder lächelt,

